Manfred Kipping, Die Bauern in Oberwiera. Landwirtschaft im Sächsisch-Thüringischen 1945 bis 1990. Sax-Verlag, Beucha 1999. 255 S.

Agrarwirtschaft und -gesellschaft in den Neuen Bundesländern gehören fast zehn Jahre nach Wiederherstellung der deutschen Einheit noch immer zu den überwiegend unbekannten Themen. Die historische Forschung scheint ihnen aus dem Weg zu gehen. Die Gründe liegen auf der Hand: Die Probleme, die sich in der DDR im Zusammenhang mit der Bodenreform in der SBZ (1945 ff.) und der Kollektivierung (1952 ff.) aufgehäuft hatten, waren mit der Wende 1989/90 nicht zum Abschluß gekommen; im Gegenteil: die Zeitgenossen von heute wurden von der Vergangenheit eingeholt und verstrickten sich in zahlreichen Fällen in aktualisierte Rechtsstreitigkeiten um Enteignung und Entschädigung. Die Ausklammerung des Problems der materiellen und in zahlreichen Fällen auch physischen „Liquidierung der Junker" stiftete Irritationen in der agrarpolitischen Öffentlichkeit im besonderem Maße. Fachwissenschaftler der Agrargeschichte und Agrarökonomie sehen ratlos den tagespolitischen Konflikten um die Rolle der Großlandwirte in der deutschen Vergangenheit und Gegenwart zu; die Richterrolle steht ihnen nicht zu, dafür ist die Rechtslage zu kompliziert und in allen Einzelheiten, vor allem auf der Basis der Akten ehemals sowjetischer Provenienz, nicht lückenlos rekonstruierbar. In die Pflicht genommen hingegen fühlen sich die Fachwissenschaftler, wenn es darum geht, die agrarpolitische, -wissenschaftliche und -soziale Vergangenheit Deutschlands so aufzuarbeiten, daß ein wahrheitsgetreues, differenziertes und ausgewogenes Bild entsteht. Dieses Bild enthält die dunklen und hellen Seiten der Großlandwirtschaft ebenso wie die Grenzen und Möglichkeiten der mittel- und kleinbäuerlichen Landwirtschaft, wie sie mehrheitlich in Ostdeutschland bis zu Beginn der 1950er Jahre vorkam. Eine sachliche Analyse der ostdeutschen Landwirtschaft verträgt keine Idealisierung eines Wirtschaftstyps, weder den großlandwirtschaftlichen Typ, noch die bäuerliche Familienwirtschaft oder die Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft. Die Wertmaßstäbe gewinnen die Fachwissenschaftler nicht ausschließlich aus der Betriebsgröße, der Produktivität oder der technisch-wissenschaftlichen Modernität, sondern auch aus der sozialen Qualität eines Betriebes, aus der Umweltverträglichkeit der Produktion und aus der stabilisierenden Kraft eines Betriebes im dörflichen Gesellschafts- und Wirtschaftsgefüge.

Es dürfte noch einige Zeit ins Land gehen, bis wissenschaftliche Arbeiten über die ostdeutsche Agrarwirtschaft und -gesellschaft vorliegen, die diesem hohen Anspruch mit seinen moralischen Implikationen genügen. Aber alle Beiträge, die über diesem Standard liegen, sind in der Fachöffentlichkeit willkommen, auch wenn sie nur geringfügig zu einer breiten Diskussion beitragen. Das gilt auch für die vorliegende Arbeit. Der Autor, Jahrgang 1931, war ursprünglich selbständiger Landwirt, von 1967 bis 1990 leitete er die LPG „Freundschaft" in Oberwiera. Sein Buch ist eine Lebens- und Betriebsgeschichte gleichermaßen, ohne dabei den politisch-wirtschaftlichen Horizont aus den Augen zu verlieren, vor dem sich das Leitbild „Bauer" mehrfach grundlegend wandelte, und zwar „vom Erbhofbauern, werktätigen Bauern, Genossenschaftsbauern bis zum Wiedereinrichter" (S. 5). Aufschlußreich sind Kippings Schilderungen der Konsequenzen, die sich für die Bauern von Oberwiera aus der SED-Agrarpolitik ergaben. Nach der „Liquidierung der Junker" kamen die alteingesessenen Bauern mit Groß- und Mittelbesitz an die Reihe. Die staatlichen Repressionen und das Leid der Betroffenen lassen sich nicht unter den Tisch kehren, wenn es um die Geschichte der LPG geht. Die

gewaltsame Implantierung des Genossenschaftssystem in der DDR in den 50er und frühen 60er Jahren belastete die Agrarwirtschaftsordnung mit einer politischen Hypothek, die bis heute noch nicht abgetragen ist. Der zeitweilige Aufschwung des LPG-Systems, den Kipping überraschenderweise in einem unkritischen Licht erscheinen läßt (S. 114ff.), beseitigte die Wunden aus der Gründerzeit nicht. Der zweite Teil des Buches hinterläßt einen zwiespältigen Eindruck: Er liest sich einerseits wie ein alltagssprachlich abgefaßter Leistungsbericht der DDR-Agrarpolitik, er läßt andererseits keinen Zweifel daran, daß der wirtschaftliche Zusammenbruch der ostdeutschen Landwirtschaft bereits v o r der Wende begonnen und die Wende mitbewirkt hatte (S. 231). Irritiert legt man das Buch – nach manchem Lob für Art und Inhalt der Darstellung – aus der Hand, wenn die „Viehhändler aus den alten Bundesländern" als die eigentlichen Verursacher des Zusammenbruchs der Genossenschaftsbetriebe herausgestellt werden (S. 237ff.). Ein wenig erinnert das an die zeitgenössische Diskussion über die „wahren Schuldigen" der Agrarkrise in den frühen 1930er Jahren. So bleiben nach einer insgesamt bereichernden Lektüre Fragen über das Ende und den Neuanfang der ostdeutschen Landwirtschaft in den 1990er Jahren offen.

Dresden Ulrich Kluge

Horst Pohl, Einflüsse auf die Vornamenwahl in Leipzig und Nürnberg vom 13. bis zum 18. Jahrhundert. Verlagsdruckerei Schmidt, Neustadt an der Aisch 1998. VIII, 91 S., zahlr. Abb.

In diesem stärker populärwissenschaftlich gehaltenen Buch geht der Autor der Frage nach, ob und in welchem Maße religiöse, politische oder kulturelle Faktoren Einfluß auf die Vornamenwahl im Mittelalter und in der Neuzeit besaßen. Die seit dem frühen 15. Jahrhundert in enger Verbindung stehenden Handelsstädte Leipzig und Nürnberg dienen – nicht zu letzt wegen der relativ günstigen Quellenlage – als empirisches Untersuchungsfeld. Im Prinzip konstatiert Pohl in beiden Städten eine weitgehende Übereinstimmung bei der Namenwahl, nur einige lokalspezifischen Besonderheiten sind feststellbar. Das ausgewertete Material bestätigt die bekannte These, wonach die altdeutsch-profanen Vornamen (Volkold, Hildebrand, Heitvolk, Rapoto, Schweighart usw.) vor allem infolge des stärkeren Gebrauchs der Heiligen- und Bibelnamen verdrängt wurden. Der Anteil dieser Namengruppe steigt von der Mitte des 13. Jahrhunderts von rund 75 Prozent auf 95 Prozent im 15. Jahrhundert. Zwar besitzen die altdeutsch-profanen Vornamen noch gewissen Einfluß, wohl vorrangig infolge der Überlieferung der deutschen Heldensagen, doch finden diese Namen in der Neuzeit eine immer geringere Berücksichtigung. In der Reformationszeit wächst in beiden Städten die Vorliebe für Bibelnamen; freilich kündigte sich dieser Wandel schon im 15. Jahrhundert an. Auf der Suche nach Erklärungen für diese Alternanz hält sich Pohl zurück, wohlwissend, daß nicht nur exogene Faktoren über die Wahl der Namen entschieden. Eine Beobachtung des Autors sollte hervorgehoben werden: Das reichsstädtische Bewußtsein der Nürnberger soll sich im Spätmittelalter in der Gewohnheit niedergeschlagen haben, bei der Taufe häufig die Namen deutscher Herrscher zu wählen. Die Leipziger griffen demgegenüber bei der Namenwahl nicht übermäßig auf die Namen ihrer wettinischen Landesherren zurück (S. 32). Ob dies am Selbstbewußt-